

- [Übergänge gestalten - Theologische Überlegungen zum Millennium. \(Gottfried Peschke und Barbara Hauck, Nürnberg\)](#)
 - [Gerecht und unsauber - Theologische Nachgedanken zum Kosovo-Krieg \(2. Teil\). \(Gerhard Arnold, Oberstudienrat und Pfarrer, Kitzingen\)](#)
-

Übergänge gestalten - Theologische Überlegungen zum Millennium

Gottfried Peschke und Barbara Hauck, Nürnberg

*»Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersagbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmass, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor.«
(Amerikanischer Psychologe Gelatt: »Die positive Verunsicherung«)*

»Hoffentlich kommt's nicht so schlimm, wie es wirklich ist.« (Karl Valentin)

1. Im Blick auf die Jahrtausendwende wird das Erleben von Übergängen virulent. Die gesellschaftliche Situation der Jahrtausendwende spiegelt in ihren unterschiedlichen emotionalen Aufladungen auch die inneren Prozesse einzelner Menschen. Die innere Dynamik des gesellschaftlichen Wandels ähnelt der Übergangssituation einzelner Menschen. Bekannt ist aus der Klinikseelsorge, dass vor allem Männer, die den Ersten oder Zweiten Weltkrieg aktiv als Soldaten miterlebt haben, ihre gegenwärtige Situation der Krankheit mit Hilfe der Erinnerung - aus der konkreten Situation von damals - zu deuten versuchen (vgl. Top. 9).

2. Übergänge deuten sich mit verschiedenen Signalen immer schon an und zwar im Verlust

.. des Vertrauten, Gewohnten, des »Zuhause-Seins«

.. der eigenen bisherigen Identität (z.B. durch Arbeit)

.. der bisherigen Illusionen (z.B. Sicherheit von Technik: Eschede, Titanic-Film u.a.). Doch eine wirkliche Enttäuschung hilft zur Neuorientierung.

.. der Orientierung.

3. Das Grundmuster des Übergangs wird bestimmt von drei Faktoren:

a) Von der Auflösung der alten Ordnungen (Arbeitslosigkeit, Situation der Kirche, Regierungswechsel in den Ländern England, Frankreich, Deutschland, Israel; die bisherigen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Instrumente taugen nicht mehr zur Bewältigung der akuten Lebensprobleme.) Neue Wege kündigen sich an: Globalisierung, Individualisierung, Vernetzung und andere Stichworte. Das Zusammenrücken in der Welt bedeutet auch nach innen Identitätsverlust. Im geeinten Europa ist die D-Mark nur noch die Hälfte wert (Geld ist ein Symbol für Wertigkeit).

Die Grundgefühle bei der Auflösung der alten Ordnungen und Strukturen sind Trauer und Verlassenheit.

b) Aus der Auflösung der alten Ordnung entsteht Chaos, das Angst, Panik, apokalyptische Untergangsstimmungen, aber auch auf Aufbruchsstimmung hervorruft. Dieses Chaos wird höchst ambivalent erlebt. Es ist ein Hin- und Hergerissenwerden zwischen Untergangs- und Aufbruchsstimmung. Zurück kann man nicht mehr, aber das Neue zeigt sich erst in Umrissen.

Wie der Name sagt, ist der Übergang etwas sehr Fließendes, kann nicht fixiert werden wie die alte Ordnung oder der Neubeginn. Deshalb ist der Übergang geprägt von der Ambivalenz zwischen Bindung und Freiheit, Festhalten und Loslassen, Sicherheit und Risiko u. a. Im Märchen wird die Zeit des Übergangs oft so charakterisiert, dass sich der Held im Zauberwald verirrt oder - wie im Buch Jona - von einem Fisch verschlungen wird.

Die Inhalte der einzelnen Begriffe sind in sich selbst wiederum ambivalent: z.B. Bindung gibt Sicherheit, engt aber auch ein. Freiheit heisst Aufbruch und auch Angst vor dem Chaos. Wichtig: Es geht nicht darum, den einen Pol gegen den anderen auszuspielen, sondern die Ambivalenz aufrecht zu erhalten: und auch.

c) Nach Auflösung der alten Muster und dem chaotischen Übergang entwickelt sich eine neue Gestalt von Leben, die in einer visionären Schau zunächst be-griffen werden muss. Visionäre Schau bedeutet in diesem Zusammenhang den Entwurf eigener konkreter Lebensplanung, die emotional so positiv besetzt sein muss, dass sie dafür die Sicherheit des bisherigen Lebens-gefühls riskiert.

4. Jeder Mensch entwickelt sogenannte persönliche Übergangsstile, z.B.:

»Der Klammerer«: ihm/ihr fällt es schwer, Altes loszulassen, sich auf Neues einzustellen, die Angst vor dem Risiko ist gross. Nahe liegt hier die Versuchung die Zukunft auszusitzen (rigide, konservative und ortho-doxe Grundmuster).

»Der Leichtfüssige«: Hier übt das Neuland grosse Anziehungskraft aus, das Alte wird sehr schnell zugunsten eines Neuen weggegeben, ohne zu überprüfen, ob das Neue auch trägt. Die Angst vor Bindung ist sehr stark, die Aufbruchsstimmung überwiegt. Die Gefahr ist, dass sich der Leichtfüssige meist nur im Übergang aufhält.

5. Der Übergang ist der notwendige Schritt, um ans neue Ufer zu kommen. Er ist selbst noch nicht das Ziel, eben Übergang, Zwischenzeit. Allerdings: Das neue Ufer muss auch erreicht und dann begangen werden. Eine Zen-Weisheit sagt: »Erst die Erleuchtung, dann aber ist es Zeit, das Geschirr zu spülen!«

6. Es ist das Problem des Übergangs, dass ambivalente Gefühle wie Angst, Unsicherheit, Hoffnung, Verzweiflung, Ermutigung, Aufbruch oft übergangen oder überspielt werden. Meist wird irgend etwas getan, um wie-der Boden unter die Füsse zu bekommen (vgl. die Aktivität der rot-grünen Koalition am Anfang der Regierung!, vgl. die kirchlichen Aktivitäten, neue Strukturen in die kirchliche Organisation einzuziehen, die Vorschläge zur Gestaltung des Übergangs 2000 u.a.). Die Aufgabe in der Zeit des Übergangs besteht dann, diese Ungewissheit nicht durch vermehrte Aktivität zu überspielen, sondern die Ambivalenz durch Satzstrukturen von »und auch« zu thematisieren. Vielschichtige Gefühle sind zuzulassen.

Hilfreich sind Gespräche, die das Hin- und Hergehen in der Ambivalenz der durchgespielten Möglichkeiten erlauben. Die Grundstruktur dieser Gespräche ist nicht »ja, aber«, sondern »und auch« (s.o).

»Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die positive Unsicherheit genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit.« (Gelatt)

7. Es ist davon auszugehen, dass Übergänge Menschen aus dem Gleichgewicht bringen. Es ist deshalb bei den Interventionen immer wieder darauf zu achten, wie das Austarieren des Gleichgewichts so geschehen kann, dass es nicht zur Erstarrung sondern zur Klärung und zum Vorwärtsschreiten hilft.

8. Die Trauerarbeit, das Loslassen und das Herausgehen aus dem Gewohnten muss vollzogen werden, um durch den Übergang das Neuland zu gewinnen. Hilfreich hierbei ist das Durcharbeiten der Erinnerung. Die derzeitige politische Situation (Krieg im Kosovo) wäre eine hilfreiche Möglichkeit, den alten Untergangsstimmungen, wie sie z.B. durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg emotional verankert sind, zur Bewältigung zu verhelfen.

9. Das ambivalente Gefühl des Übergangs, das Gefühl von Leere, Unsicherheit bzw. Bedrohung fördert die Gefahr, durch vorschnelle Aktivitäten den fruchtbaren Moment wieder zuzuschütten (vgl. die Vorbereitungen zu Silvesterfeiern, Tourismus, kirchliche Vorschläge zur Gottesdienstgestaltung in der Silvester-nacht u.a.). Kurzfristige Lösungsmodelle und Befriedungsversuche sind aber auf Dauer keine Lösung im Übergang.

10. Wendepunkte, Umbrüche, Aufbrüche, Grenzüberschreitungen sind konstitutiv für die Gestaltung der Beziehung Gottes zu den Menschen bzw. zu seinem Volk. Diese Übergänge sind auch in der Bibel immer begleitet von Krisen und Ambivalenzen. Gott zeigt sich dabei als der mitgehende, mitwandernde Gott, der keine Vorweggarantie für das Wagnis gibt, aber eine Vision in Aussicht stellt (z.B. das Land, in dem Milch und Honig fließen).

Deutlich wird auch, dass diese Übergangssituation Entscheidungscharakter hat: »So wählt nun das Leben«. Für eine sogenannte richtige Entscheidung gibt es keine Garantie. Sie muss gewagt und so das Leben gewonnen werden.

Schliesslich spielt das Sich-Erinnern von Seiten Gottes und von Seiten der Menschen eine wesentliche Rolle um die Situation der Gegenwart jeweils neu leben und meistern zu können. Impulse zum Weiterdenken:

- Wie gestalte ich selbst Übergänge?
 - Was für ein Übergangstyp bin ich? Leichtfüssig? Klammernd?
 - Der Weg des Helden durch den Märchenwald, Jona im Bauch des Fisches und Hermann Hesse: »Stufen«. Welche Bilder, welche Geschichten fallen mir ein, die Übergänge illustrieren?
 - Wie erlebe ich mich im Gespräch, wenn im Klienten, in der Klientin alte Szenen wiederbelebt werden, um gegenwärtige Lebenssituationen besser bewältigen zu können?
- Thesen zu einem Referat, gehalten bei der Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Pastoralpsychologie in Bayern e.V. am 10.6.1999

[TOP](#)

Gerecht und unsauber - Theologische Nachgedanken zum Kosovo-Krieg (2. Teil)

Gerhard Arnold, Oberstudienrat und Pfarrer, Kitzingen

1. Anfragen an kirchliche Stellungnahmen zum Kosovo-Krieg.

Mit mindestens 70 publizierten öffentlichen Stellungnahmen, Predigten, Erklärungen und Briefen anlässlich des Kosovo-Konflikts haben EKD, VELKD und evangelische Landeskirchen einen neuen Rekord aufgestellt. Sie umfassend zu betrachten und zu bewerten

würde eine monografische Behandlung erfordern. Im Folgenden wird das Augenmerk nur auswahlweise auf die Frage gerichtet, welches Mass an Sachkunde die kirchlichen Beiträge bei ihren politischen und militärischen Aussagen erkennen lassen. Schon die Grundlagendenschrift der EKD von 1970 hat festgestellt: »Das Bemühen um umfassende Sachkunde begründet für sich allein noch nicht die Kompetenz christlicher Mitverantwortung, gehört aber zu ihrer Wahrnehmung unabdingbar hinzu« (Ziff. 26).

Während des Kosovo-Konflikts hat sich von den kirchenleitenden Persönlichkeiten erstmals der Ratsvorsitzende der EKD, Präses Manfred Kock, in dem am 3. Okt. 1998 gesendeten Interview des Südwestrundfunks geäußert (Volltext liegt dem Verfasser vor). In vorsichtiger Weise sagte er, man könne bei Verbrechen wie im Kosovo durchaus an den Gebrauch militärischer Mittel als ultima ratio denken, weil sie nach früheren Erfahrungen in Bosnien verhandlungsfördernd sein können, forderte aber ein völkerrechtliches Mandat. Er lehnte es ab, kirchlicherseits zu sagen, wann der Zeitpunkt zum militärischen Handeln gekommen sei. Diese Einstellung zeigte sich auch noch in seiner ersten öffentlichen Erklärung zum Kosovokrieg am 25.3.99, unmittelbar nach Beginn der NATO-Luftangriffe: »Nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen gilt militärische Gewalt als einziges wirksames, letztes Mittel, um den Verbrechen gegen die Menschlichkeit ein Ende zu bereiten«. Gleichzeitig appellierte er »an die politisch Verantwortlichen in Deutschland, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die kriegerischen Aktionen so bald wie möglich zu beenden«. Wie bitte ? Zuerst akzeptiert Kock die militärische Karte. Wenn er dies tut, - was an dieser Stelle nicht eigens thematisiert werden soll - dann muss er wissen, dass Militäroperationen bis zum beabsichtigten Erfolg durchgeführt werden müssen. Wozu beginnt man sie sonst ? Militärische Gewalt dient nach Clausewitz dazu, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen. Um nichts anderes konnte es der NATO gehen, nach den erfolglosen Verhandlungen in Rambouillet. Es ist politisch kontraproduktiv, wenn schon bei Beginn der Luftangriffe der höchstrangige Sprecher der evangelischen Kirche ein raschestmögliches Ende, wohlgerne, nicht einen schnellstmöglichen Erfolg anmahnt. Die serbische Seite konnte dieses Signal - neben vielen anderen gleichlautenden - so verstehen, dass der Rückhalt der NATO-Luftschläge in der evangelischen Kirche nicht weit reicht und eigene, serbische, Unnachgiebigkeit vielleicht zum Erfolg führt, ein Kalkül, das um ein Haar aufgegangen wäre. Der Ratsvorsitzende sprach auch nur ungenau von den kriegerischen Aktionen, die zu beenden seien. Welche meinte er? War ihm bewusst, dass seit dem 25.3.99 zwei Kriege nebeneinander herliefen, die Luftschläge der NATO und der Vertreibungskrieg der Serben? Wie sollte die Bundesregierung nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen noch politischen Einfluss auf die serbische Seite nehmen ?

Am 20. April, nach vier Wochen Luftkrieg zeigte sich Kock sehr irritiert, dass das Ziel der Luftangriffe noch nicht erreicht war. Doch kein Militär hatte zuvor eine rasche Zerschlagung der serbischen Soldateska im Kosovo versprochen.

Diese kritischen Anfragen an zwei Erklärungen des Ratsvorsitzenden wollen nur beispielhaft am Detail zeigen, wie unzureichende oder fehlende Sachkunde zu fehlerhaften Forderungen führt, und dies im Gewande einer kirchlichen Erklärung, die ja Verkündigung sein will.

Zwei weitere Beispiele seien genannt. So hat die anhaltinische und die bayerische Landessynode (23./24.4. und 30.4.99) den Einsatz von Bodentruppen abgelehnt, ohne auf die Problematik der NATO-Luftschläge ohne vorherige Bereitstellung von Bodentruppen und den Willen zu ihrem Einsatz einzugehen.

Auch die immer häufigeren Klagen in den kirchlichen Voten über die lange Operationsdauer und die fehlenden schnellen Erfolge hätten bei besserer Information zu einem ruhigeren Urteil geführt. Der Krieg ist »das Feld des Ungewissens«, sagte schon Clausewitz. Die Militärs können den Erfolg gerade begrenzter Luftoperationen nicht so kalkulieren wie eine Fernsehanstalt ihr Wochenprogramm planen kann. Deshalb gehört die vorbedachte Eskalation zu den militärischen Selbstverständlichkeiten, andernfalls man Militärschläge gar nicht erst

beginnen darf. Jeder Bischof, Präses oder Kirchenpräsident hätte sich seit der zweiten Aprilhälfte telefonisch im Bonner Verteidigungsministerium über das weitere NATO-Vorhaben informieren können und wäre auf das Erfordernis eines evtl. längeren, monatelangen Zermübungskriegs gegen Serbien hingewiesen worden.

Auch die vielfältigen kirchlichen Klagen über die sog. Kollateralschäden der Bombenabwürfe, die unbeabsichtigten zivilen Opfer, werfen die Frage auf: Wie haben sich denn ihre Verfasser einen Luftkrieg vorgestellt? Ein paar High-Tech-Bomben, zielgenau und »sauber« geworfen und dann ist schon Schluss? Das wäre wenig realistisch gewesen. Dieser sehr selektive Überblick zeigt: Die kirchlichen Leitungspersonen und -Gremien, die während des Kosovo-Kriegs von zaghaften Befürwortern zu immer lauterem Kritikern wurden, sind sich über die militärfachlichen Probleme von NATO-Luftschlägen gegen Serbien und die späteren militärischen Notwendigkeiten der Eskalation nur unzulänglich oder gar nicht bewusst gewesen, obwohl eine rechtzeitige Information mühelos möglich gewesen wäre.

Ganz abgesehen davon hätte die EKD seit Oktober 1998 (erste konkrete Angriffsdrohung der NATO) Anlass gehabt, das politische Dilemma des Westens öffentlich anzusprechen, den Willen, Milosevic in den Arm zu fallen und weitere Verbrechen im Kosovo zu verhindern und die mangelnde Bereitschaft der westlichen Öffentlichkeit, hierfür Opfer zu erbringen. Bereits im März 1994 hat Hermann Barth, der Cheftheologe im EKD-Kirchenamt, eine kirchliche Diskussion über die Frage gefordert, ob es sich lohne, für den fernen Nächsten sein Leben zu opfern. Doch die Diskussion unterblieb.

Bei aller bisherigen Kritik soll wenigstens eine hilfreiche und weiterführende christlich-anthropologische Einsicht genannt werden, die in den Voten der EKD und der Landeskirchen immer wieder zur Sprache kam: Die unvermeidbare Schuldverstricktheit aller Verantwortlichen, gleichwohl ob sie militärische Gewalt anordnen oder den serbischen Vertreibungskrieg gewähren lassen.

Dennoch bleibt festzustellen: Der Kosovo-Konflikt hat die evangelische Kirche (EKD und Landeskirchen) weithin unvorbereitet getroffen.

2. Die EKD und die humanitäre Intervention

Der NATO-Luftkrieg gegen (Rest-)Jugoslawien war eine humanitäre Intervention. Die »Friedensschritte« der EKD von 1994 haben sich mit diesem Spezialfall militärischer Gewaltausübung ausführlich und sehr kenntnisreich beschäftigt. Ihre Verfasser fordern, die Kirche müsse bei einem konkreten Konfliktfall sorgfältig prüfen, ob die militärischen »Mittel aller Voraussicht nach tatsächlich leisten, was sie leisten sollen, nämlich über die Hilfe für die aktuellen Gewaltopfer hinaus den Schutz bzw. die Entwicklung einer funktionsfähigen Friedensordnung« (S.28). Im vorigen Kapitel 1 wurde die Frage noch ausgeblendet, wieweit die kirchlichen Äusserungen seit März 1999, sofern sie Militärschläge akzeptierten, diesem Anspruch genügten. Der Verfasser hat auch hier erhebliche Bedenken. Die von Präses Kock am 25.3.1999 zitierte Hoffnung in die militärische Gewalt als erfolgsversprechendes Mittel, um die serbischen Verbrechen zu beenden, war wenig begründet. In der Juliausgabe dieser Zeitschrift hat der Verfasser darauf hingewiesen, dass die NATO-Militärs öffentlich vor einem Waffengang gegen Serbien abgeraten haben. Der Ratsvorsitzende hätte allein aus den hervorragenden FAZ-Beiträgen seit dem Sommer 1998 erfahren können, wie wenig aussichtsreich Militärschläge zum Stopp des serbischen Vertreibungskriegs im Kosovo wären, zuletzt schonungslos am 23.3.99 (Berthold Kohler, Was dem Westen übrigbleibt).

Spätestens jetzt muss die EKD die militärfachliche und politologische Literatur zur sog. humanitären Intervention seit 1993 gründlich aufarbeiten. In den letzten vier Jahren hat sich kein EKD-Gremium mehr tief mit den Fragen militärischer Friedenssicherung beschäftigt, was einen spürbaren Kompetenzverlust zur Folge hatte. Mit dem Kosovo-Krieg fanden insgesamt sechs humanitäre Interventionen neuerer Zählung statt, d.h. nach dem Ende

des Kalten Krieges. Die erste begann im April 1991 (Kurdenhilfsaktion im Nordirak). Die wissenschaftliche Auswertung dieser Aktionen steckt in etwa sechs Monografien, acht Sammelbänden und 65 meist kurzen Aufsätzen. Auch eine kleine kirchliche Arbeitsgruppe müsste noch imstande sein, diese Titel zu studieren, zumal die meisten in jeder UB einsehbar sind. Die jüngste Arbeit von Gerhard Zimmer (Rechtsdurchsetzung zum Schutz humanitärer Gemeinschaftsgüter, Aachen 1998, 118 S.) hat die frühere Literatur schon gründlich einbezogen. Nimmt man Matthias Papes sehr gediegene Studie von 1997 hinzu (Humanitäre Intervention, Baden-Baden, 350 S.), so hat man bereits einen guten Überblick. Bei allen Differenzierungen und unterschiedlichen Perspektiven im einzelnen ergibt sich aus der Fachliteratur ein hinreichend klares Bild. Die meisten Autoren raten von humanitären Interventionen bei innerstaatlichen Auseinandersetzungen ab. Die sozialen, ethnischen und religiösen Konflikte sind oft überaus kompliziert, der angestaute Hass und das Misstrauen manchmal so verwurzelt, dass eine gewaltsame Befriedung von aussen in den seltensten Fällen aussichtsreich erscheint. Die klassische Unterscheidung von Kombattant und Zivilist, für einen westlichen Soldaten sehr wichtig, versagt in einem frontlosen Krieg, der von Guerillas und vielfach auch Kindersoldaten bestimmt ist und mitunter unvorstellbar grausame Züge trägt. Man kann zwar nicht von einem durchgängigen Scheitern aller bisherigen humanitären Interventionen sprechen, doch die militärischen Eingriffe bzw. Vorbereitungen (Haiti) führten in keinem einzigen Fall zu einem grundlegenden politischen Neuanfang und einer anhaltenden Stärkung der Zivilgesellschaft, bisher auch in Bosnien nicht. Die Fachleute raten, die Krisenprävention und die Instrumente ziviler Konfliktschlichtung auszubauen und die UNO und die OSZE hierfür zu stärken. Es hängt wohl nicht nur mit der 450. Wiederkehr des Westfälischen Friedens im vergangenen Jahr zusammen, dass sich Historiker, Politologen und Friedensforscher zunehmend mit dem Dreissigjährigen Krieg befassen, sondern auch mit seiner strukturellen Wiederkehr in den ethnokulturellen Konflikten unserer Zeit. Der Dreissigjährige Krieg endete mit einem Erschöpfungsfrieden, ähnlich auch der Bosnische Krieg im Nov. 1995, und vielleicht auch jetzt, wenn »alles gutgeht«, der algerische Bürgerkrieg nach sieben blutigen Jahren. Einen Krieg sich ausbluten lassen, wenn die Konfliktparteien sich nicht zum Frieden drängen lassen? Das heisst nicht, in jeder Hinsicht tatenlos zuzusehen, auch nicht als Kirche. Doch die friedenspolitischen Überlegungen der EKD sollten mit der Bereitschaft beginnen, die bisherige Position zur humanitären Intervention im Licht der wissenschaftlichen Forschung nochmals kritisch zu überprüfen.

3. Das Verhältnis zur Serbischen-Orthodoxen Kirche (SOK)

Die EKD, d.h. vor allem das Kirchliche Aussenamt und der jeweilige Auslandsbischof (zunächst Hans-Joachim Held, jetzt Rolf Koppe) hat seit Beginn des Balkankriegs im Sommer 1991 mit unermüdlichem Einsatz versucht, die Serbische-Orthodoxe Kirche in eine konstruktive Konfliktlösung in der Region einzubinden. Die EKD-Mitarbeiter wollten auf Besuchsreisen durch Bosnien und nach Serbien, durch Briefe an den serbischen Patriarchen Pavle, und auf Gesprächsforen erreichen, dass die starken nationalistischen Kräfte in der Serbischen-Orthodoxen Kirche bei Bischöfen, Priestern und Mönchen, in die Schranken gewiesen werden und die Kirche als Friedenskraft tätig wird. In diesem Sinne unterstützte die EKD auch die Arbeit der »Konferenz Europäischer Kirchen« (KEK), die von Genf aus versuchte und immer noch versucht, das Gespräch zwischen allen christlichen Kirchen in der Region aufrecht zu erhalten. Die SOK erwies sich als ausserordentlich schwierige Partnerin. Im Jahre 1994 musste Bischof Koppe am 22.7. auf eine schlimme nationalistische Entgleisung der serbischen Bischofskonferenz mit einem offiziellen Protestbrief reagieren. Das war eine mutige Haltung, im Unterschied zur ständigen Nachgiebigkeit des ÖRK gegenüber den orthodoxen Kirchen. Mit Sorge und Befremden registrierte man im Aussenamt der EKD den Schulterchluss der drei bekannten Bischöfe Atanasije, Amfilohije und Artemije

mit Exponenten des rechtsextremen serbischen Spektrums am 20.5.1995, die einen »Nationalrat zur Förderung der Anliegen der Kosovo-Serben« gegründet haben und die Aussiedlung von rund 660.000 Kosovo-Albanern forderten.

Die EKD war und ist in einem Dilemma. Einerseits sah sie sich gezwungen, um der Glaubwürdigkeit der eigenen christlichen Verkündigung willen, schwere Missgriffe der SOK anzusprechen, andererseits wollte sie keinesfalls einen Bruch mit dieser Kirche. Man sieht auch deutlich, dass in der SOK verschiedene Strömungen und bemerkenswerte Einzelpersönlichkeiten vorhanden sind, besonnene und verbohrte.

Deshalb entschloss sich Bischof Koppe 1996, die ohnehin abgekühlten direkten Beziehungen zwischen der EKD und der SOK bis auf weiteres ruhen zu lassen, und dafür in den Genfer Gremien des ÖKUM und der KEK die Kontakte zur serbischen Kirche mitzugestalten.

Im Jahre 1997 mehrten sich Anzeichen, dass einzelne serbische Bischöfe gerade in der Kosovo-Frage eine auf Verständigung mit den Albanern zielende Haltung einzunehmen begannen, insbesondere der vorher stramm nationalistische Bischof Artemije.

Nach der Gewalteskalation im Kosovo im Frühjahr 1998 entsandte die KEK eine Dreierdelegation in das Krisengebiet, mit OKR i.R. Klaus Wilkens als deutschem Vertreter.

Auf Drängen der EKD wurden auch politische Vertreter der albanischen Bevölkerungsmehrheit und Mitarbeiter von Nichtregierungsorganisationen auf die Gesprächsliste gesetzt. Wilkens empfahl der KEK, eine Arbeitsgruppe einzuberufen, der Vertreter der verschiedenen christlichen Mitgliedskirchen in Serbien, also auch der evangelischen Kirche, sowie Fachkräfte für zivile Konfliktbearbeitung angehören. Diese Arbeitsgruppe sollte Vertreter der Konfliktparteien im Kosovo an einen »Runden Tisch« zu inoffiziellen Gesprächen mit dem Ziel vertrauensbildender Massnahmen versammeln und so einer politischen Lösung den Weg bahnen. Doch die Besuchsreise blieb erfolglos. Wohl unter dem Einfluss der nationalistischen Kräfte hat die SOK zwischen August 1998 und März 1999 nicht klären können oder wollen, welchen Beitrag zum Frieden im Kosovo sie leisten will. In der Zeit zwischen dem Beginn der NATO-Luftangriffe und Anfang Juli 1999 zeigte die SOK-Führung einen betrüblichen Schlingerkurs. Wolf Oschlies, Südosteuropa-Spezialist, schrieb am 23.4.99 im »Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt« (Ein zweites Israel?) über die SOK: »Diese Kirche ist heute so verwirrt und desorientiert wie das serbische Volk, das sich internationalen »Aggressoren« ausgesetzt sieht«. Nach dem Schulterchluss mit den serbischen Machthabern zu Beginn des Krieges und scharfen antiwestlichen Tiraden von Patriarch Pawle und der Kirchenleitung folgte nach Kriegsende, als sich die Opposition gegen Milosevic immer lauter formierte, nun plötzlich die Forderung nach seinem Rücktritt, kurz danach sogar nach seiner Bestrafung.

Wie soll die deutsche evangelische Christenheit mit der SOK künftig umgehen? Im Oktober 1945 erwarteten die Vertreter der ÖKUM bei der ersten EKD-Ratssitzung in Stuttgart eine Stellungnahme zu den schlimmen Verirrungen der evangelischen Kirche im Dritten Reich. Das Stuttgarter Schuldbekenntnis war die Antwort. Soll man von der SOK weniger verlangen? Soll man offen sagen, dass man beispielsweise den nationalistischen Hardliner Bischof Amfilohije nicht mehr als Gesprächspartner akzeptiert, so wie die ÖKUM 1945 Bischof Mahrrens als nicht mehr vertrauenswürdig bezeichnete? Fragen über Fragen, die auf eine Antwort warten.

4. Anfragen an die Alternative des »Zivilen Friedensdienstes«

Seit 1996 unterstützt die EKD das Projekt des Zivilen Friedensdienstes. Es verstand sich zunächst als klare Alternative zur militärischen Friedenssicherung, wobei heute, nach den positiven Erfahrungen mit der Bundeswehr in Bosnien, von Fall zu Fall eine Kooperation mit ihr praktiziert wird. Mit grossem Engagement bemühen sich seit drei Jahren schon länger bestehenden Friedensdienstgruppen, z.B. Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste und Eirene im Netzwerk des »Forums Ziviler Friedensdienst« um eine Friedensarbeit von unten in

kriegsverwüsteten Gebieten, v.a. in Bosnien. Der Anspruch dieser Gruppen geht dahin, sie könnten mit professionellen Friedensfachkräften z.B. durch Arbeit mit Jugendlichen, mit Frauen, in der örtlichen Presse, mit Flüchtlingen usw. zuverlässig mithelfen, dass ein normales gesellschaftliches Leben wiederhergestellt wird. Der Verfasser hat auf Studienreisen nach Bonn und Berlin mit massgeblichen Vertretern des Zivilen Friedensdienstes sprechen können. Der Geschäftsführer von Justitia et Pax, der bischöflichen katholischen Friedensorganisation, berichtete ihm über eine spürbare Ernüchterung bei dieser Arbeit. Die positiven Einflussmöglichkeiten seien längst nicht so gross wie angenommen. Man müsse lernen, kleine Brötchen zu backen.

Die bisherigen Erfahrungen besagen also, dass Friedensfacharbeiter beim gesellschaftlichen Wiederaufbau unter günstigen Bedingungen eine unterstützende Arbeit leisten können, was nicht wenig ist, aber mehr können sie nicht.

Es gibt auch für Christen keine Zauberformel für eine Welt ohne Krieg.

[TOP](#)
